

Orientierungswissen

Zu einer Entwicklungsperspektive für das katholische Hochschulwesen

Von Thomas Heinrich Stark, St. Pölten

Die derzeit in Gang befindlichen Umstrukturierungsmaßnahmen, denen sich die europäischen Hochschulen im Zuge des Bologna-Prozesses ausgesetzt sehen, stellen auch das katholische Hochschulwesen vor neue Herausforderungen. Die genannten Umstrukturierungsmaßnahmen sowie die sich aus ihnen ergebenden Veränderungen betreffen indes nicht allein die organisatorische Struktur von Forschung und Lehre, sondern ebenso deren Inhalte.

Von den sich bereits abzeichnenden Veränderungsprozessen werden, so steht zu erwarten, vor allem die in der Philosophischen Fakultät zusammengefaßten Geisteswissenschaften in einer für sie ungünstigen Weise betroffen sein. Im Gefolge des Bologna-Prozesses wird – so steht zu befürchten – die Bedeutung der Geisteswissenschaften im akademischen Leben stetig weiter abnehmen. Von dem abnehmenden Einfluß der Geisteswissenschaften und insbesondere der Philosophie auf Forschung und Lehre droht eine Erosion jenes Orientierungswissens auszugehen, welches das Fundament jeglicher Urteilskraft bildet.

Mit einem progressiven Schwund der Urteilskraft verlieren wir jedoch allmählich die Fähigkeit, die hoch*rationalisierten* Verfahrensweisen, durch die die moderne Gesellschaft auf den unterschiedlichsten Feldern geprägt ist, in *rationale*, d. h. angemessene und verantwortbare Bahnen zu leiten. Gerade das katholische Hochschulwesen sollte sich den hieraus entstehenden Problemen stellen; war es doch stets ein besonderes Anliegen katholischer Bildungseinrichtungen, neben fundiertem Fachwissen vor allem auch allgemeines Orientierungswissen zu vermitteln. Katholische Hochschulen werden die ihnen aus der gegenwärtigen Situation erwachsenden Aufgaben allerdings nur dann sachgerecht erfüllen können, wenn sie sich um eine Schärfung ihres katholischen Profils bemühen.

1. Sinn und Zweck einer katholischen Hochschule

Eine katholische Hochschule ohne dezidiert katholische Identität und klares katholisches Profil ist nicht nur ein Etikettenschwindel, sondern vor allem auch eine Verschwendung von Ressourcen, die sich, im Hinblick auf die spezifische Sendung der Kirche, gegebenenfalls sinnvoller investieren ließen.

Einer derart apodiktischen These wird man, in Zeiten wie den unseren, die vermeintlich kluge, einem »moderaten« Geist entspringende Frage entgegenhalten: Braucht es denn in unserer durch einen fortgeschrittenen Pluralismus gekennzeichneten Gesellschaft überhaupt noch im *engeren* Sinne katholische Hochschulen, d. h. Hochschulen, die sich durch eine dezidiert katholische Identität und ein klares (will sagen: nicht zu weich gezeichnetes) katholisches Profil auszeichnen? Wäre es für die

Kirche statt dessen nicht weitaus angemessener, sich dadurch in die Gesellschaft »einzubringen« und der Gesellschaft dadurch einen Dienst zu erweisen, daß sie Hochschulen bereitstellt, die die bestehende »Vielfalt« der Weltentwürfe, Lebensformen, Moralvorstellungen, »Sinnangebote« und Deutungsmuster aufnehmen und moderieren?

Diesem in eine sich harmlos gebende Frage gekleideten Fundamenteinwand gegen den grundsätzlichen Sinn und Zweck katholischer Hochschulen ist bereits vom rein formalen Standpunkt der Logik aus die Gegenfrage zu präsentieren: *Wer* soll hier die pluralistische Vielfalt in *was* integrieren, und *woraufhin* soll dieselbe moderiert werden?

Abgesehen von der rein logischen Unschärfe des als Frage maskierten Fundamenteinwands mißverstehet dieser Einwand offensichtlich das eigentliche Wesen des Pluralismus und somit das Wesen und die Funktionsweise der modernen Gesellschaft. Pluralismus entsteht in der modernen Gesellschaft dadurch, daß in ihr von verschiedenen Einzelpersonen und Gruppen gleichzeitig unterschiedliche, klar strukturierte Positionen (etwa weltanschaulicher Art) bezogen werden, so daß diese unterschiedlichen Positionen und ihre jeweiligen Repräsentanten in Konkurrenz zueinander treten. Der Katholizismus und seine Institutionen repräsentieren entweder *eine* der in der pluralistischen Gesellschaft der Moderne öffentlich vertretenen, konkurrierenden Positionen, oder sie kommen in diesem Pluralismus selber gar nicht vor.

Der Pluralismus lebt also von Standpunkten. Wer keinen Standpunkt bezieht, trägt folglich nichts zum Pluralismus bei. Wenn also eine katholische Institution wie etwa eine Hochschule den bestehenden Pluralismus lediglich abbildet, vollzieht sie nichts weiter als eine Reduplikation der bereits bestehenden Wirklichkeit. Eine derartige Reduplikation ist nicht nur – wie jede Reduplikation – nutzlos, sondern sie erregt darüber hinaus auch niemandes Interesse, denn zu sagen, daß in unserer Zeit in allen möglichen Bereichen viele unterschiedliche Positionen bezogen werden, ist keine eigenständige und somit interessante Position, sondern eine Binsenweisheit, die jeder bereits kennt. Der moderne Pluralismus lebt aber nicht vom Wiederkauen allgemein bekannter Binsenweisheiten, sondern von der öffentlich ausgetragenen Konkurrenz zwischen unterschiedlichen Geschichtsdeutungen, Gegenwartsanalysen und innovativen Zukunftsentwürfen.

Eine katholische Hochschule in der Moderne, die sich auf eine bloße Reproduktion des in der modernen Gesellschaft bereits bestehenden Pluralismus beschränken wollte, vermöchte nichts zu befördern als eine Zementierung des jeweiligen Status quo. Sie würde jegliche analytische Kraft und jegliche auf innovative Zukunftsentwürfe hin ausgerichtete Kreativität lähmen und somit jeglichen Fortschritt blockieren. Sie wäre im schlechtesten Sinne des Wortes »konservativ«. Eine katholische Hochschule, die in dieser Weise verfahren würde, verriete ihren ureigensten Auftrag und schwebte darüber hinaus (oder besser gesagt: eben dadurch) in der Gefahr, den weiteren Aufstieg dessen zu befördern, was Robert Spaemann als »totalitären Liberalismus« bezeichnet.

Die ureigenste Aufgabe aller katholischen Institutionen besteht hingegen letztlich darin, den katholischen Glauben zu erläutern, zu befördern und zu verbreiten. Eine

katholische Hochschule kommt dieser Aufgabe dadurch nach, daß sie den Glauben der Kirche sowie die aus ihm erwachsene Weltanschauung und Lebensform unter Verwendung der jeweils modernsten wissenschaftlichen Instrumentarien analysiert, rational darstellt und argumentativ propagiert.

Eine jegliche Darstellung und Verbreitung des Glaubens kann aber nur in sinnvoller und gelingender Weise erfolgen, wenn sie an den Ursprung des Glaubens rückgebunden ist und an diesem Ursprung Maß nimmt. Die Rückbindung an den Ursprung erfolgt durch die Vermittlungsfunktion der Tradition, die gleichermaßen die Weitergabe und Entfaltung des authentischen Ursprungs umfaßt. Die Notwendigkeit einer traditionsvermittelten Rückbindung an den Ursprung ist aber keine religiöse Besonderheit, sondern sie betrifft vielmehr die Kultur insgesamt, und sie betrifft vor allem die Zukunftsfähigkeit jeder Kultur. Daher können wir die Zukunft unserer Kultur nur dann sinnvoll gestalten, wenn wir wieder verstärkt an den Ursprüngen und deren traditionaler Entfaltung maßnehmen. Denn eine Kultur, die ihre Wurzeln verliert, treibt keine Blüten und bringt keine Früchte.

Was die Hochschulen und ihre Ursprünge betrifft, so ist sie, ebenso wie die gesamte abendländische Kultur und Zivilisation, eine »Erfindung« der katholischen Kirche, wobei den Klöstern bei dieser »Erfindung« eine zentrale, wenn nicht *die* zentrale Rolle zukam. Ursprünglich waren alle Universitäten im Abendland »katholische Universitäten«. Und dies ist insofern kein Zufall, als die Gründung der Universität im Abendland nicht unabhängig vom christlichen Glauben oder gar trotz des Glaubens erfolgte, sondern gerade *wegen* dieses Glaubens. Denn wie der Papst in seiner vielbeachteten Regensburger Vorlesung auf eindrucksvolle Weise deutlich gemacht hat, ist der christliche Glaube untrennbar mit der Vernunft verbunden. Andererseits verkommt die Vernunft zu einer halbierten, rein instrumentellen Vernunft, wenn sie sich selbst nicht auf ihren eigentlichen Grund hin durchschaut, der in nichts anderem als im göttlichen Mysterium besteht. Diese Zusammenhänge verdeutlicht zu haben, bildet eines der bleibenden Verdienste der traditionellen abendländischen Universität.

Es genügt aber nicht, und es hat noch nie genügt, lediglich die Tradition zu verwalten. Denn gerade die Fortführung der Tradition macht es erforderlich, sich den Aufgaben der jeweiligen Gegenwart und nächsten Zukunft zu stellen. Es war immer das Bekenntnis zur je eigenen Zeitgenossenschaft, das der Tradition auch in der Vergangenheit kräftige Impulse gegeben hat. Wir können uns den Luxus der Nostalgie nicht leisten, sondern wir müssen uns vielmehr den Herausforderungen und Problemen unserer Gegenwart stellen. Worin aber bestehen diese Herausforderungen und Probleme auf dem Feld der akademischen Forschung und Lehre?

2. Neuartige Konkurrenzbedingungen

Die bildungspolitische Entwicklung der vergangenen Jahre und die im Verlauf dieser Entwicklung vorgenommenen, den Bereich der Hochschulbildung betreffenden Weichenstellungen haben die deutschsprachigen Hochschulen in eine Konkurrenzsituation gebracht, die nicht der Tradition des deutschen Bildungswesens entspricht. Natürlich hat zwischen den Hochschulen im deutschsprachigen Raum im-

mer eine gesunde Konkurrenz geherrscht, die auch fraglos zum weltweit anerkannten Erfolg des spezifischen Typus der deutschen Universität im 19. und 20. Jahrhundert beigetragen hat. Gleichwohl ist die nunmehr eingetretene Situation nicht nur neu, sondern dem traditionellen Selbstverständnis der deutschen Universität fremd.

In der Zeit, in der sowohl die deutsche Universität als auch die deutsche Wirtschaft im Weltvergleich Spitzenpositionen eingenommen haben, waren die Wettbewerbsformen auf dem akademischen und dem ökonomischen Gebiet vollkommen verschieden strukturiert. Es ist dies ein Umstand, der vermutlich nicht unwesentlich zum beispiellosen Erfolg sowohl des wissenschaftlichen als auch des wirtschaftlichen Sektors der deutschen Kultur in jenen Zeiten beigetragen hat (wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß der frühere Erfolg der deutschen Industrie zu erheblichen Teilen auf den Erfolg der deutschen Wissenschaft gegründet war). Ob indes die gegenwärtig zu beobachtende Angleichung akademischer Wettbewerbsformen an die Formen des Wettbewerbs in der Wirtschaft die Wissenschaften beflügeln und wissenschaftliche Höchstleistungen (von denen nicht zuletzt auch die Wirtschaft zu profitieren vermag) provozieren werden, wird man abwarten müssen. (Humboldt wäre diesbezüglich jedenfalls skeptisch gewesen.)

Aber wie dem auch sei: Man mag die neuen Entwicklungen (mit jeweils mehr oder weniger guten Gründen) bedauern oder begrüßen; eines jedenfalls ist klar: Keine Hochschule vermag sich auf Dauer der bereits vorhandenen und sich in der Zukunft zweifellos weiter verschärfenden Konkurrenzsituation zu entziehen. Das wiederum hat zur Folge, daß jede Hochschule ihre je spezifischen Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten aufs genaueste analysieren muß, um auf diese Weise die unter den neuartigen Konkurrenzbedingungen, unter denen sie nunmehr steht, sich eröffnenden »Marktlücken« zu identifizieren und zu besetzen.

Jede katholische Hochschule wird gut beraten sein, wenn sie ihre Zukunftsperspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten auf Feldern sucht, auf denen sie in der Vergangenheit bereits Schwerpunkte gesetzt hat. Die Schwerpunktsetzung im Bereich des katholischen Hochschulwesens erfolgte traditionellerweise auf dem Feld der klassischen Philosophischen Fakultät. Den Geisteswissenschaften im allgemeinen und der Philosophie im besonderen hat stets die besondere Aufmerksamkeit des katholischen Hochschulwesens gegolten. Die »Marktlücke« aber, die inzwischen auf dem Feld der Geisteswissenschaften klafft, gleicht immer mehr einer Schlucht, denn die Geisteswissenschaften stecken in einer schweren, sich immer weiter verschärfenden Krise.¹

3. Die Krise der Philosophischen Fakultät

Der Heidelberger Literaturwissenschaftler und Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, Dieter Borchmeyer, veröffentlichte kürzlich in einer großen deutschen Tageszeitung einen Artikel mit dem Titel »Unsere Universität ist tot«,

¹ Zur gegenwärtigen Lage der Geisteswissenschaften vgl.: C. F. Gethmann, D. Langewiesche, J. Mittelstraß, D. Simon, G. Stock, Manifest Geisteswissenschaft, hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2005.

der im Untertitel als »Nachruf« charakterisiert wird.² Die Universität, der dieser Nachruf gewidmet ist, ist die klassische deutsche Universität Humboldtscher Tradition, der Deutschland ehemals seinen Weltruf als – wie man es heute nennen würde – »Wissenschaftsstandort« verdankte. Und Borchmeyer spart nicht mit deutlichen Worten. Er kritisiert in scharfer Form die inzwischen »gängige Verabsolutierung naturwissenschaftlich-technischen Denkens« und die Auffassung, daß dieser Denktypus allein »Wesen und Aufgabe der modernen Universität repräsentiert«.

Demgegenüber werden die Geisteswissenschaften, nicht zuletzt durch die laufenden (und aus dem sogenannten Bologna-Prozeß resultierenden) Umstrukturierungsmaßnahmen an den Universitäten, zunehmend an den Rand gedrängt, mit verheerenden Folgen für die Zukunft der Wissenschaft insgesamt. Borchmeyers düstere Prognose lautet: »In spätestens zwanzig Jahren wird die Universität ihre Geist- und Orientierungslosigkeit vollends offenbaren.«

Die Folgen dieser Entwicklung reichen indes weit über den Bereich der Wissenschaft hinaus. »Der alte Name der Geisteswissenschaften«, so Borchmeyer, »lautete: ›humaniora‹. Wer sie austreibt oder geringschätzt, verachtet das, was in ihrem Namen enthalten ist: den Menschen und seine Kultur.« Der Prozeß der Austreibung und Geringschätzung der Geisteswissenschaften ist indes mittlerweile so weit fortgeschritten, daß Borchmeyer sie (den Soziologen Gerhard Schulze zitierend) als »Clochards in der Metropole des Wissens« charakterisiert. Dabei haben gerade in der klassischen deutschen Universität die Geisteswissenschaften immer den zentralen Platz eingenommen. »Der Ansporn zu dieser Universität ging«, wie Borchmeyer ausführt, »einst von der philosophischen Fakultät aus, zu der bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts auch die Naturwissenschaften gehörten.« Kant habe die philosophische Fakultät »an die oberste Stelle gerückt, da allein von ihr die rein erkenntnisbestimmte, zweckfreie Forschung ausgehe, die auch den in den anderen Fakultäten versammelten Fächern ihr Methodenbewußtsein, die Fähigkeit, sich als Wissenschaft selbst zu thematisieren, vermitteln solle. Was in der Universität heute den Ton angeben soll, ist vor allem das anwendungsbezogene Wissen, der Technologietransfer, an dem Politik und Wirtschaft so lebhaftes Interesse haben. Der neue Hausherr der Universität ist nicht mehr der Homo sapiens, sondern der Homo faber. Diejenigen Wissenschaften, welche das Bild und die Struktur der deutschen Universität mit ihren weltweiten Auswirkungen geschaffen haben, sind nunmehr zu Fremdlingen im eigenen Haus geworden. Die Deutsche Universität ist tot. Friede ihrer Asche!« Soweit die pessimistischen Ausführungen Dieter Borchmeyers.

4. Gefährliche Orientierungslosigkeit

Besonders die für katholische Hochschulen verantwortlichen Entscheidungsträger sollten solche Mahnungen nicht ungehört verstreichen lassen. Denn die Vernachlässigung des Orientierungswissens weist einen gefährlichen Zug ins Totalitäre auf.

² Süddeutsche Zeitung vom 21. 10. 2006.

Mit rein naturwissenschaftlich-technischem und administrativem Wissen kann man bekanntlich sowohl Krankenhäuser als auch Konzentrationslager organisieren. Eine Bildungs-»Elite«, die über ein lediglich naturwissenschaftlich-technisches oder administratives, nicht aber über ein umfassendes Orientierungswissen verfügt, kann für alles und jedes eingesetzt werden, und sie ist der Versuchung ausgesetzt, sich auch *tatsächlich* für alles und jedes einsetzen zu *lassen* oder *herzugeben*. Welche Gefahren das mit sich bringt, zeigt ein Blick in die jüngere Geschichte.

Was uns heute als bildungspolitische Innovation verkauft wird, ist allerdings nicht neu. Vielmehr erinnern die Vorschläge heutiger »Experten« und ihre Betonung des »anwendungsbezogenen Wissens« in fataler Weise an Oswald Spengler, der den »Untergang des Abendlandes« lediglich mit Bezug auf die philosophisch-literarischen und künstlerischen Hervorbringungen unserer Kultur prophezeite. Spengler zeigt sich demgegenüber davon überzeugt, daß uns die – wie er es nennt – »extensiven Möglichkeiten« weiterhin offenstehen, und daß »eine tüchtige und von Hoffnung geschwellte Generation« diese Möglichkeiten auch zu ergreifen vermag. Und er fährt in seinem berühmten Werk *Der Untergang des Abendlandes* fort: »Wenn unter dem Eindruck dieses Buches sich Menschen der neuen Generation der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkenntnistheorie zuwenden, so tun sie, was ich wünsche, und man kann ihnen nichts Besseres wünschen.«³ Wie wir wissen, hat eine »von Hoffnung geschwellte Generation«, die zu Beginn der 1930er Jahre in Deutschland an die Macht drängte, um die »neue Zeit« zu gestalten, Spenglers Botschaft verstanden und von ihren »extensiven Möglichkeiten« (ohne Rücksicht auf Lyrik, Malerei, Erkenntnistheorie und andere brotlose Phantastereien) reichlich Gebrauch gemacht.

Wenn ein katholisches Hochschulwesen in unserer Zeit, gerade angesichts der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, überhaupt einen wissenschaftlichen Sinn haben soll, dann kann dieser Sinn – zumal unter den gegenwärtigen Bedingungen einer weiter anhaltenden massiven Bedrohung der Substanz des *humanum* – doch nur darin bestehen, den *humaniora* erneut den ihnen zukommenden, zentralen Platz in der »Metropole des Wissens« einzuräumen. Allein die *humaniora* sind nämlich dazu in der Lage, eine auf ihre rein instrumentelle Funktion hin verkürzte (und dadurch gefährliche) Vernunft dadurch zu bändigen, daß sie sie von der Versklavung an die reine Nutzenanwendung befreien und in den offenen Raum des Geistes stellen.

5. Die Nützlichkeit der »brotlosen Künste«

Aber selbst wer am reinen Nutzen des akademischen Betriebs interessiert ist, wird gut beraten sein, wenn er die Geisteswissenschaften nicht vernachlässigt. Denn ohne die Methodenreflexion der Philosophie und die Inspiration durch die Geisteswissenschaften und die von ihnen reflektierten Kulturgüter wird es – so steht zu befürchten – selbst mit den »anwendungsbezogenen« Natur- und Ingenieurwissenschaften auf

³ Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, zitiert nach: Ernst Cassirer, *Der Mythos des Staates*. Philosophische Grundlagen politischen Verhaltens, Frankfurt/Main 1985, S. 381 f.

die Dauer nicht zum besten bestellt sein, denn wie ein Blick in die Wissenschaftsgeschichte zeigt, waren die bedeutenden Naturwissenschaftler, die einstmal die Nobelpreise nach Deutschland geholt, und die großen Ingenieure, die der deutschen Industrie zu Weltruhm verholfen haben, in der Regel klassische Vertreter des deutschen Bildungsbürgertums und eben keine kulturellen Analphabeten. Daß es sich dabei keineswegs um einen Zufall handelt, ist eine naheliegende Vermutung.

Für die naturwissenschaftlich-technischen Leistungen an deutschen Universitäten der Vergangenheit zeichnen diese Universitäten als *ganze* verantwortlich. Und der Erfolg der deutschen Industrie und Wirtschaft ist nicht ohne weiteres zu trennen von einem gesamt-kulturellen Klima, das nicht durch Naturwissenschaft und Ingenieurwesen allein bestimmt war, sondern mindestens ebenso von Philosophie, Kultur- und Humanwissenschaften sowie von Literatur, Musik und bildenden Künsten. Und es war eben dieses kulturelle Klima, das sich in der Vergangenheit offenbar auch für begabte Köpfe auf den Gebieten der Naturwissenschaften und des Ingenieurwesens als außerordentlich inspirierend und befruchtend erwiesen hat. Eine in der Halbbildung gründende halbierte Vernunft wird auch in ihrer eigenen Hälfte des Spielfeldes der Vernunft langfristig nichts Bedeutendes zuwege bringen.

Was also not tut, ist eine Besinnung auf das Wesen des Akademischen, die nicht ohne eine Rückbesinnung auf den Ursprung der abendländischen Universität auskommen wird. Dieser Ursprung liegt in der Vier-Fakultäten-Universität des Mittelalters, die – wie bereits festgestellt – ihrer Grundanlage und ihrem Wesen nach eine katholische Universität war, die das katholische Weltbild mit seiner besonderen Hochschätzung der Rationalität widerspiegelt und dieses Weltbild wissenschaftlich reflektiert und klärt.

In der mittelalterlichen Universitätsordnung, die den Ursprung der abendländischen Universität markiert, stand die Theologische Fakultät an der Spitze aller Fakultäten; die Theologie war die Königin der Wissenschaften. Die Philosophie hatte folglich der Theologie gegenüber eine Dienstfunktion zu übernehmen; sie war *ancilla theologiae*. Aber auch wenn Kant – worauf Borchmeyer in dem zitierten Artikel zu Recht hinweist – diese Hierarchie in der Gründungsurkunde der modernen deutschen Universität, nämlich im »Streit der Fakultäten«, in bezug auf die Universitätsorganisation umkehrt, indem er nun der Philosophischen Fakultät den höchsten Rang zuweist, so war es doch *derselbe* Kant, der in der *Kritik der Urteilskraft* (also in der *abschließenden* seiner drei »Kritiken«) – eine bis auf Platon zurückreichende philosophische Tradition fortsetzend – ausführte, daß eine jegliche Philosophie erst dadurch zu ihrem Abschluß zu gelangen vermag, daß sie schließlich in die Theologie einmündet.⁴

6. Kants »Streit der Fakultäten« und die Theologie

Wenn man einmal von der gewiß interessanten Frage nach dem signifikanten Unterschied zwischen der katholischen und einer – Kant prägenden – protestantisch-pietistischen Bewertung der natürlichen Vernunft absieht, dann läßt der Befund der

⁴ Vgl.: KdU, B 335.

Kantischen Texte im letzten nur folgende Deutung zu: Die von Kant im »Streit der Fakultäten« vorgenommene Hierarchisierung der Fakultäten folgt einer methodologischen bzw. wissenschaftstheoretischen Leitlinie, der zufolge derjenigen Wissenschaft bzw. Fakultät der höchste Rang an der Universität zukommt, die den Wissenschaftscharakter und die methodischen Vorgehensweisen der übrigen Wissenschaften und Fakultäten am besten zu reflektieren und auszuweisen vermag. Daß der Philosophie (aus methodologischen Gründen) in dieser Hinsicht eine Priorität der Theologie gegenüber zukommt, versteht sich von selbst.

Woher aber, so muß man andererseits fragen, bezieht wiederum die Philosophie ihre außergewöhnliche Dignität und damit die Fähigkeit, ihre Führungsfunktion gegenüber den übrigen Fakultäten wahrzunehmen? Dieser Frage kommt deshalb eine entscheidende Bedeutung zu, weil die Philosophie im Verständnis Kants nicht eine halbierte Vernunft repräsentiert, die sich auf ihre wissenschaftstheoretische und methodenkritische Funktion eingrenzen ließe. Vielmehr ist die Philosophie Kant zufolge eine *universale Vernunftwissenschaft*, die neben der Erkenntnis- und Methodenkritik auch die reflektierte *Sittlichkeit* und eine umfassende *Urteilkraft* einschließt, und die als *ganze* in der *Anwendung* ihrer *kategorialen* Instrumentarien durch die *transzendentalen* Ideen der *Freiheit* und der *Existenz Gottes* reguliert wird. Eine so verstandene Philosophie bezieht ihre Dignität somit letztlich aus ihrem sie *vollendenden* und ihre unterschiedlichen Funktionen zu einer Einheit zusammenführenden *Abschluß*, den sie aber Kant (und der bis zu Platon zurückreichenden, von Kant lediglich fortgesetzten Tradition) zufolge erst in ihrer Überhöhung und Vollendung durch die Theologie zu erreichen vermag.

So ist nachzuvollziehen, wie die in den an Kant orientierten Humboldtschen Reformen gründende deutsche Universität der klassischen Moderne konzipiert ist. Was aber folgt aus derartigen Überlegungen zur deutschen Universität der klassischen Moderne für eine katholische Hochschule im deutschen Sprachraum der Gegenwart? Wenn wir nun die Ergebnisse der bisherigen Überlegungen auf die Frage nach den möglichen Entwicklungsperspektiven einer katholischen Hochschule in der heutigen Zeit beziehen, dann ergibt sich daraus folgendes:

7. Der christliche Glaube als Grundlage der Wissenschaft

Das Proprium einer katholischen Hochschule muß naturgemäß in ihrer Katholizität bestehen. Genauer gesagt besteht dieses Proprium darin, daß in einer katholischen Hochschule alle Unternehmungen darauf auszurichten sind, Glaube und Vernunft in ein angemessenes Verhältnis zueinander zu setzen. Denn zum einen sucht – wie Anselm von Canterbury gezeigt hat – der Glaube die Vernunft⁵; zum anderen muß die Vernunft, wenn sie ihren eigenen Ansprüchen gerecht werden will, nach

⁵ Die Begründung für seinen Grundsatz »fides quaerens intellectum« liefert Anselm am Beginn von *Cur Deus Homo*, indem er formuliert: »Sicut rectus ordo exigit ut profunda Christiana fidei primus credamus, quam ea praesumamus ratione discutere, ita negligentia mihi videtur, si, postquam confirmati in fide, non studemus quod credimus intelligere« (I, 1.)

tragfähigen Gründen suchen, die sie dazu berechtigen, an sich selbst zu glauben. Daß es vernünftig ist, vernünftig zu sein, ist eine Tautologie und versteht sich daher von selbst. Ist es aber auch *angemessen*, vernünftig zu sein?

Die Entscheidung, sich in theoretisch-kognitiver wie praktischer Hinsicht der Führung der Vernunft zu unterstellen, kann nur dann als angemessen beurteilt werden, wenn von der Voraussetzung ausgegangen wird, daß die Grundstrukturen der Vernunft des Subjekts mit den Grundstrukturen der objektiven Wirklichkeit kompatibel sind. Diese Voraussetzung aber muß *geglaubt* werden, da jeder Versuch, sie wiederum durch die (reine) Vernunft selbst einzuführen oder abzusichern, evidentermaßen einem Zirkelschluß verfällt.

Dieser Zusammenhang tritt mit besonderer Deutlichkeit bei Descartes hervor, also bei einer der Gründergestalten des neuzeitlichen Denkens. Das Cartesische »*cogito ergo sum*« ist nämlich ausschließlich dazu geeignet, einen radikalen, den Verdacht der eigenen Inexistenz des erkennenden Subjekts einschließenden Skeptizismus durch dessen logische Widerlegung zurückzuweisen. Was das Cartesische Cogito indes nicht zu erbringen vermag, ist der Nachweis, daß das nunmehr als existierend erwiesene Subjekt auch tatsächlich dazu in der Lage ist, die es umgebende objektive Wirklichkeit sachgerecht zu erfassen. Zur Sicherstellung dieser konkreten Erkenntnisfähigkeit des Subjekts muß Descartes auf einen lediglich *theologisch* begründbaren Glaubensgehalt zurückgreifen, nämlich auf die Annahme eines gütigen Schöpfersgottes, der – im Gegensatz zu einem demiurgischen »*genius malignus*« – die Kompatibilität der Vernunft des (von ihm erschaffenen) erkennenden Subjekts mit der zu erkennenden (gleichfalls von ihm erschaffenen) objektiven Wirklichkeit sicherstellt.⁶

Dies hat nun aber nichts Geringeres zur Folge als die Tatsache, daß die gesamte Cartesische Erkenntnistheorie (die üblicherweise als eine der Grundlagen der neuzeitlichen Wissenschaften gewertet wird) mit einer weltanschaulichen Überzeugung steht und fällt, die allein auf den christlichen (näher hin: katholischen) Glauben Descartes' gegründet ist. Und dieser unauflöslche Konnex zwischen philosophischer Rationalität und religiösem Glauben ist keineswegs auf Descartes beschränkt, denn er ist keineswegs zufällig. Was Descartes durch seinen radikalen Frageansatz vielmehr in paradigmatischer Weise herausarbeitet, ist der im letzten *religiöse* Grund jenes unerschütterlichen Vertrauens in die Vernunft, das die gesamte klassische Tradition des abendländischen Denkens und seiner wichtigsten Repräsentanten kennzeichnet. Der entschiedene Erkenntnisoptimismus des abendländischen Denkens gründet somit in den diesen fundierenden metaphysischen Grundoptionen, die durch den christlichen Glauben gedeckt sind.⁷

Es ist deshalb ebenfalls kein Zufall, daß die Entstehung der Wissenschaften in einem abendländischen Kontext erfolgt ist. Denn allein der Kontext der abendländischen, und das heißt der christlichen Kultur vermochte aufgrund seiner religiösen

⁶ Vgl.: Descartes, Meditationen über die Erste Philosophie, 4. Meditation, §§ 2 u. 3.

⁷ Vgl. dazu: Thomas Heinrich Stark, Das christliche Vertrauen in die Vernunft. Zur rationalitätssichernden Funktion des Christentums, in: Forum katholische Theologie, Heft 2/2005, S. 81–93.

Grundoptionen die für die Entstehung der Wissenschaften notwendigen Voraussetzungen bereitzustellen (nicht aber die außerordentlich bedeutsamen, hochstehenden und bewundernswerten Kulturen etwa Chinas, Japans oder Indiens). Daher ist eine katholische Hochschule aufgrund ihrer wesensmäßigen Verwurzelung in einem rational aufbereiteten christlichen Glauben nicht nur in besonderer Weise dazu aufgerufen, sondern auch in besonderer Weise dazu befähigt, die Standards einer unverkürzten Rationalität und einer umfassenden Wissenschaftlichkeit aufrechtzuerhalten.

8. Die zentrale Stellung der Theologie

Was nun die Katholizität, also das Proprium einer katholischen Hochschule, anbelangt, so findet sie darin ihren Niederschlag, daß eine katholische Universität es sich zu ihrer wesentlichen Aufgabe macht, der katholischen Weltanschauung einen wissenschaftlich fundierten intellektuellen Ausdruck zu verleihen. Und wenn die katholische Weltsicht dem Menschen und seiner Welt tatsächlich angemessen, wenn sie also – wovon der Katholik überzeugt ist – wahr ist, dann werden ihr mit den Mitteln der Wissenschaften gefundene Wahrheiten auch nichts anhaben können, sondern sie werden im Gegenteil die katholische Weltsicht bereichern. Und umgekehrt wird man damit rechnen dürfen, daß die katholische Sicht der Dinge – wenn bzw. *weil* sie wahr ist – den Wissenschaften nützliche Anstöße und Anregungen für ihre Forschungen geben wird.

Ein weiteres Wesensmerkmal einer katholischen Hochschule bildet die zentrale Stellung, die die Theologie in ihr einzunehmen hat. Für diese zentrale Stellung der Theologie sprechen zwei Gründe. Zum einen präsentiert und reflektiert die Theologie diejenigen Inhalte der katholischen Weltanschauung, deren Beförderung eine wesentliche Aufgabe einer katholischen Hochschule ist. Zum anderen bedient sich die Theologie zahlreicher wissenschaftlicher Methoden, die sie anderen Wissenschaften entlehnt. In den verschiedenen theologischen Disziplinen kommen philosophische, philologisch-hermeneutische, historische, human- und sozialwissenschaftliche sowie juristische Methoden zur Anwendung. Daher vermag die wissenschaftliche Theologie losgelöst von den übrigen Wissenschaften nicht zu existieren bzw. die ihr allein angemessenen rationalen Standards aufrechtzuerhalten.

In der Scholastik definierte man die Philosophie als *ancilla theologiae*. Dieses Dienstverhältnis ist an einer katholischen Universität auf alle übrigen Wissenschaften auszuweiten. Das bedeutet aber keinesfalls, daß die übrigen Wissenschaften zu Laufburschen oder Erfüllungsgehilfen der Theologie degradiert werden sollen. Ein solche Schlußfolgerung würde auch die mittelalterliche Universitätsordnung mißverstehen. Die Unabhängigkeit und Weisungsungebundenheit der übrigen Wissenschaften gegenüber der Theologie ist auch an einer katholischen Universität unumstritten. Das hier angesprochene Dienstverhältnis der übrigen Wissenschaften gegenüber der Theologie besteht allein darin, daß die Theologie darauf angewiesen ist, sich nicht nur der Philosophie, sondern auch zahlreicher anderer Wissenschaften

und ihrer Methoden zu *bedienen*, da sie allein auf diese Weise befähigt wird, sich auf der Höhe des wissenschaftlichen Diskurses ihrer Zeit zu halten.

Wir können für die zentrale Stellung der Theologie an einer katholischen Universität also zunächst einen material-inhaltlichen und einen formal-methodischen Grund benennen. Die zentrale Stellung der Theologie resultiert zum einen daraus, daß die Theologie diejenigen Inhalte präsentiert und reflektiert, deren Reflexion und Verbreitung den wesentlichen Zweck einer katholischen Universität darstellen. Zum zweiten steht die Theologie deshalb im Zentrum einer katholischen Universität, weil sie darauf angewiesen ist, die übrigen Wissenschaften, deren Methoden sie sich bedient, (bildlich gesprochen) um sich zu versammeln. Und nur wenn die Universität als Versammlung der Wissenschaften der in ihrem Zentrum plazierten Theologie den gebührenden Dienst zu erweisen bereit ist, wird die Theologie sich auf der ihr allein angemessenen Höhe der Reflexion bewegen können.

Und schließlich muß noch ein dritter, sich aus dem Verhältnis zwischen Philosophie und Theologie ergebender Grund für die zentrale Stellung der Theologie der Universität angeführt werden. Gemäß einer Tradition von Platon bis Kant (und darüber hinaus) gelangt die Philosophie als die Sachwalterin der Vernunft – wie bereits ausgeführt – erst dadurch zu ihrem eigenen, d. h. von ihr selbst intendierten Abschluß, daß sie schließlich in die Theologie einmündet. Der Grund dafür besteht darin, daß das Vertrauen in die Vernunft, das die Basis der philosophischen Wirklichkeitsdeutung darstellt, von metaphysischen Grundoptionen abhängt, die sich, was wir am Beispiel Descartes' exemplifiziert haben, (zumindest im Abendland) letztlich aus dem christlichen Glauben herleiten, einem Glauben, der sich – wie der Papst in seiner Regensburger Vorlesung überzeugend dargelegt hat – aus zwei Quellen speist, nämlich aus der biblischen Botschaft und dem für die konkrete Gestalt der Verschriftlichung dieser Botschaft konstitutiven Traditionszusammenhang der Kirche, sowie aus einem vernünftigen, d. h. philosophischen Denken griechischer Provenienz, das zum einen dazu angetan ist, die Grundstrukturen der tradierten biblischen Botschaft in eine rationale Form zu bringen, und das zum anderen diese seine rationale Form, die es der christlichen Botschaft bereitstellt, nur deshalb zu erringen vermag, weil es nicht unwesentliche Inhalte der christlichen Weltsicht bereits antizipiert. Dies betrifft vor allem gewisse Aspekte der Gottesfrage und der mit ihr zusammenhängenden, für das Vertrauen in die Vernunft zentralen Frage nach dem Ursprung und Ziel der Welt und des Menschen sowie die daraus wiederum resultierende Frage nach dem Verhältnis zwischen Gott, Welt und Mensch.

Das für die philosophische Weltsicht unabdingbare *Vertrauen* in die Vernunft setzt eine Art von philosophischem *Glauben* voraus, der, um bestehen zu können, eine weltanschauliche Hypothek aufzunehmen gezwungen ist, die allein ein *religiöser* Glaube einlösen kann. Deshalb sieht sich auch Kant genötigt, das ontologisch und theologisch unambitionierte Unternehmen seiner theoretischen Philosophie in der *Kritik der reinen Vernunft* in einer »transzendentalen Dialektik« gipfeln zu lassen, die die das Gesamtsystem *regulierenden* Ideen Welt, Seele und Gott zum Gegenstand hat. Und gerade ein philosophisches System wie dasjenige Kants, das der Philosophie bezüglich einer detaillierten Ausformung des Gottesbegriffs, im Gegen-

satz etwa zur Scholastik, nur wenig Kompetenzen einräumt, müßte, da es den Gottesbegriff zu einem der Schlußsteine des Gebäudes der Rationalität erhebt, der Theologie als derjenigen Wissenschaft, deren zentraler »Forschungsgegenstand« Gott ist, eine beherrschende Stellung in der »Metropole des Wissens«, also der Universität zusprechen. Denn gerade wenn man dem Gottesbegriff eine hinsichtlich der Aufrechterhaltung der Vernunft so zentrale Bedeutung zuspricht, wie Kant das tut, dann wird eine rationale Befassung mit dem Gottesbegriff zu einem Desiderat der Wissenschaft im ganzen.

So gesehen trägt – wenn man so will – selbst noch im Anschluß an Kants »Streit der Fakultäten« die in diesem Streit scheinbar von der Philosophie geschlagene Theologie Kants eigener (zumal in den Bahnen der *Kritik der Urteilskraft* zu Ende gedachter) Systematik zufolge am Ende doch den Sieg davon (auch wenn man an dieser Stelle zugegebenermaßen Kant ein wenig gegen Kant lesen muß, um den Kantischen Gedanken in unserem Kontext produktiv zu machen). Man muß also, mit anderen Worten, nicht notwendig auf dem Boden der Scholastik stehen, um der Theologie begründetermaßen eine zentrale Stellung in der Universität einzuräumen.

9. Die zentrale Stellung der Philosophie

Die Notwendigkeit einer zentralen Stellung der Theologie bedingt nun aber auch die Notwendigkeit einer gleichfalls zentralen Stellung der Philosophie an einer (zumal katholischen) Hochschule. Diese Notwendigkeit begründet sich zum einen aus dem Wesen der Theologie als derjenigen Wissenschaft, die einen Glauben reflektiert, der sich – wie der Papst in seiner Regensburger Vorlesung herausgestellt hat – aus zwei Quellen speist, nämlich zum einen aus der (in der Erzähltradition der Kirche gründenden) biblischen Botschaft und zum anderen aus einem vernünftigen, d. h. philosophischen Denken griechischer Provenienz.

Die unabdingbare Notwendigkeit einer zentralen Stellung der Philosophie an der Universität läßt sich aber auch – nicht zuletzt in Bezugnahme auf Kant – unabhängig von einer Bindung der Philosophie an die Theologie begründen. Die zentrale Stellung der Philosophie an der Universität resultiert nämlich bereits aus ihrer einzigartigen Selbstreflexivität als Vernunftwissenschaft. Die Philosophie ist die einzige Wissenschaft, die sich (neben der sich philosophischer Instrumentarien bedienenden Theologie) vermittels ihrer eigenen Methoden und Instrumentarien in der Weise auf sich selbst zu beziehen vermag, daß sie sich vollständig selbst einholt. Als Vernunftwissenschaft reflektiert daher die Philosophie die Rationalität als solche. Folglich ist auch die Philosophie (in Gestalt der Wissenschaftstheorie) allein dazu in der Lage, die Rationalität aller übrigen Wissenschaften zu reflektieren und sicherzustellen. Aus diesem Grund bildet – dem Programm Kants folgend – die Philosophie klassischerweise das Zentrum der Universität Humboldtscher Prägung.

Die Philosophie gibt darüber hinaus einer Fakultät, nämlich der Philosophischen Fakultät, ihren Namen. Die Philosophische Fakultät versammelt eine Gruppe von

Wissenschaften, die man klassischerweise mit der Bezeichnung *humaniora* zu belegen pflegte, diejenigen Wissenschaften also, die die Hervorbringungen des menschlichen Geistes und der menschlichen Kultur zum Gegenstand haben. Und es ist eben diese, über die (methodischen) Grenzen der Fachphilosophie im engeren Sinne hinausreichende Philosophische Fakultät im ganzen, die – wie Borchmeyer zutreffenderweise feststellt – den »Ansporn« zur klassischen deutschen Universität gegeben hat. Es gebührt daher aus den oben bereits angeführten Gründen der Philosophischen (will sagen: geisteswissenschaftlichen) Fakultät als ganzer eine zentrale Stellung im Gefüge der Universität.

Was die katholische Universität betrifft, so ist die Notwendigkeit einer zentralen Stellung der Philosophischen Fakultät an einer katholischen Universität nicht zuletzt durch die zentrale Stellung der Theologie an diesem Universitätstyp bedingt. Denn die Theologie ist – wie oben bereits erwähnt – in besonderer Weise darauf angewiesen, die übrigen Wissenschaften und unter diesen insbesondere die Geisteswissenschaften, um sich zu versammeln, um das ihrer Bedeutung allein angemessene Reflexionsniveau halten und ihre in methodischer Hinsicht vielfältigen (etwa philologischen und historischen, nicht zu sprechen von ihren im engeren Sinne philosophischen) Aufgaben zureichend erfüllen zu können. Und eben diese Notwendigkeit einer zentralen Stellung der Geisteswissenschaften insgesamt hat nun wiederum die Notwendigkeit einer zentralen Stellung der führenden und namengebenden Wissenschaft der Philosophischen Fakultät, nämlich Philosophie, an einer katholischen Universität zur Folge. Daher bilden die Theologische Fakultät und die unter der Führung der Fachphilosophie stehende Philosophische Fakultät gemeinsam das natürliche Zentrum einer jeden katholischen Universität.

10. Die Perspektive

Es kann also, was eine sinnvolle Fortentwicklung des katholischen Hochschulwesens betrifft, nicht darum gehen, der Theologischen Fakultät in einer falsch verstandenen Nachahmung der mittelalterlichen Universitätsorganisation einen exklusiven Führungsanspruch zuzusprechen zu wollen.

Aber auch Kants Hierarchisierung der Fakultäten mit ihrer Festschreibung eines exklusiven Führungsanspruchs der Philosophischen Fakultät kann nicht einfachhin als Modell der Universitätsorganisation in der Gegenwart dienen, denn auch das Kantische Modell ist seiner Entstehungszeit verhaftet. Kant begründet den Führungsanspruch der Philosophischen Fakultät im »Streit der Fakultäten« vor allem durch die Methodenkompetenz der Philosophie. Die Konzentration auf Methodenfragen ist indes ein Signum der hohen und späten Neuzeit, also des 17. und 18. Jahrhunderts.

Es sind seither allerdings gut zweihundert Jahre vergangen. Und inzwischen haben sich die Erkenntnisinteressen erheblich modifiziert. In der Moderne, und insbesondere in der fortgeschrittenen Moderne unserer Tage, ist längst – gegenüber der klassisch-neuzeitlichen Konzentration auf Methodenfragen – die Frage nach Inhal-

ten erneut in den Vordergrund getreten. So haben wir, entgegen den Beteuerungen mancher »postmoderner« Theoretiker, inzwischen feststellen können, daß die sogenannten »Großen Erzählungen« in der Moderne keineswegs ausgedient haben. Milliarden von Christen, Juden, Moslems, Buddhisten und Hindus machen eine der Großen Erzählungen der Menschheit zur Grundlage ihres Lebens und ihres privaten wie öffentlichen Handelns. Und es scheint so, als ob diese Art der Grundlegung erneut an Bedeutung gewinnt. Ausgedient haben höchstens die *Ideologien*, die aber nicht zu den Großen Erzählungen zu rechnen sind, sondern höchstens als – wenn man sie so nennen will – »kleine Erzählungen« gewertet werden können. (Aber nicht einmal deren endgültiges Absinken in die Bedeutungslosigkeit ist gewiß – im Gegenteil.)

Allerdings hat in der Tat die das Abendland prägende, um nicht zu sagen konstituierende Große Erzählung, nämlich die des Christentums, in der westlichen Welt deutlich an Strahlkraft verloren. Um so notwendiger ist es, diese Erzählung aller Erzählungen wieder neu zum Leuchten zu bringen. Papst Benedikt XVI. hat mit seiner jüngsten Publikation über Jesus von Nazareth den – wenn man so sagen darf – weltweiten »Startschuß« für eine diesbezüglich verstärkte Anstrengung gegeben. Jede katholische Hochschule sollte es sich daher zur vordringlichen Aufgabe machen, diesen Impuls aufzunehmen und weiterzutragen.

Diejenige Fakultät, der es ihrem Wesen und ihrer Aufgabenstellung nach zukommt, die große christliche Erzählung, das sich aus ihr ergebende geistige und geistliche Leben sowie die Tradition dieses Lebens in ihrer Forschung zu analysieren und in ihrer Lehre zu vermitteln, ist die Theologische Fakultät. Die Vermittlung christlicher Inhalte ist gegenwärtig allerdings massiv durch den Umstand erschwert, daß das Christentum heute längst nicht mehr die selbstverständliche Grundlage des Lebens einer Mehrheit der Menschen in der westlichen Welt darstellt. Daher fehlt es weiten Teilen selbst der akademisch gebildeten Bevölkerung dieser Weltregion an den notwendigen intellektuellen Voraussetzungen und Kenntnissen, über die zu verfügen für ein angemessenes Verständnis der Ergebnisse der theologischen Wissenschaften unabdingbar ist.

Unter diesen Bedingungen ist allein die Philosophie dazu in der Lage, die Funktion einer Mittlerin zwischen dem christlichen Glauben und seiner wissenschaftlichen Reflexion einerseits und dem Leben und Denken des durchschnittlichen (auch akademisch gebildeten) Menschen der Gegenwart andererseits zu übernehmen. Aus den bereits dargelegten Gründen wird bei der Erfüllung dieser Vermittlungsfunktion neben der Fachphilosophie auch den übrigen Wissenschaften der Philosophischen Fakultät eine wichtige Aufgabe zufallen. Es muß darauf hingearbeitet werden, daß sich an katholischen Hochschulen alle *humaniora*, je nach ihren Aufgabenstellungen, Zielsetzungen und Möglichkeiten, die Vermittlung der Inhalte der christlichen Weltanschauung angelegen sein lassen. Ansatzpunkte hierfür finden sich in allen Fachdisziplinen der Philosophischen Fakultät zur Genüge.

Wenn es, wie immer wieder von verschiedenen Seiten festgestellt wird, der modernen Gesellschaft an Orientierungswissen mangelt, dann wird – soweit es die Hochschulen betrifft – dieser Mangel nur durch verstärkte Bemühungen auf dem Ge-

biet der unter dem Titel *humaniora* zusammengefaßten Geistes- und Kulturwissenschaften, und das heißt nicht zuletzt durch eine Aufwertung der Philosophischen Fakultät zu beheben sein. Die hier angesprochenen notwendigen Bemühungen betreffen sowohl die Lehre als auch die Forschung.

Welcher Typ von Hochschule aber könnte – zumal aus katholischer Perspektive – besser geeignet sein, das in unserer Zeit fehlende, aber notwendige Orientierungswissen zu erarbeiten und bereitzustellen, als just eine katholische Hochschule, die ohnehin aus den Quellen schöpft (oder sagen wir besser: schöpfen sollte), aus denen die europäische Kultur seit ihren Anfängen stets ihre wesentlichen Orientierungen gewonnen hat? Diese rhetorische Frage deutet auf eine mögliche Entwicklungsperspektive des katholischen Hochschulwesens, ja vielleicht auf die einzig realistische Entwicklungsperspektive, die katholischen Hochschulen unter den gegebenen bildungspolitischen Bedingungen im deutschen Sprachraum gegenwärtig offensteht.

Wenn es den katholischen Hochschulen nämlich gelänge, sich als (wie man es neudeutsch nennen würde) »Kompetenz-Center« für allein geisteswissenschaftlich, und das heißt vor allem philosophisch und theologisch generierbares Orientierungswissen zu profilieren, dann würden sie eine gegenwärtig bereits weit klaffende und sich in näherer Zukunft vermutlich immer weiter öffnende »Marktlücke« im akademischen Angebot des deutschen Sprachraums besetzen können. Das wiederum würde es den katholischen Hochschulen ermöglichen, ihre Position in der deutschsprachigen Hochschullandschaft zu stärken, und d. h. unter anderem, ihre Attraktivität sowohl für Studierende als auch für Drittmittelgeber und Sponsoren zu erhöhen.

Eine Profilierung der katholischen Hochschulen als »Kompetenz-Center« für Orientierungswissen würde diesen Hochschulen darüber hinaus eine Entwicklungsperspektive eröffnen, mit der sie an Traditionen anknüpfen könnten, wie sie für katholische Universitäten in der Vergangenheit kennzeichnend waren: Noch in der Zwischenkriegszeit und selbst noch in den 1950er Jahren war es in katholischen Familien durchaus nicht unüblich, die Kinder, bevor man sie etwas »Nützliches« studieren ließ (wie etwa Jus, Ökonomie, Medizin oder Ingenieurwissenschaften), für ein oder zwei Jahre etwa nach Löwen oder Fribourg zu schicken, damit sie dort, vor dem Antritt ihres »nützlichen« Studiums, ihren katholischen Glauben intellektuell aufrüsten. Auch in unseren Tagen könnte ein auf derartige Interessen zugeschnittenes Angebot eines Studium generale mit dem Schwerpunkt auf dem Gebiet der christlichen Weltanschauung durchaus auf Nachfrage stoßen.

Gegen die Errichtung eines derartigen Studium generale wird man einwenden, daß die Studierenden heute immer stärker darauf achten, ihr Studium möglichst zügig abzuschließen, und daß sie ein derartiges Zusatzstudium daher als eine mißliebige Verzögerung ihres Studienabschlusses betrachten werden. Hier gilt es allerdings zu bedenken, daß der Bologna-Prozeß eine deutliche Verkürzung der Studienzeit in zahlreichen »nützlichen« Studienrichtungen mit sich bringen wird, was einen gewissen Spielraum für Zusatzstudiengänge eröffnet.

Zudem sind sich viele junge Katholiken durchaus darüber im klaren, daß die zunehmende Entchristlichung unserer Gesellschaft ein bewußtes Leben aus dem Glau-

ben sowohl auf dem beruflichen als auch auf dem privaten Sektor immer schwieriger machen wird. Die Notwendigkeit, sich angesichts dieser Situation mit dem erforderlichen, nicht zuletzt auch intellektuellen Rüstzeug zu versorgen, nimmt aber im gleichen Maße zu, in dem die ein solches Rüstzeug vermittelnden Angebote (und nicht selten auch deren Qualität) abnehmen. Es ist daher durchaus damit zu rechnen, daß die Zahl katholischer Studierender und ihrer Familien, die die Bereitschaft aufbringen, in die geistige Absicherung ihres Glaubens – auch unter gewissen Opfern – etwas zu investieren, gar nicht so gering ist.